

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 226.

Mittwoch, 27. September.

1916.

Die Lierbachs-Mädelsn.

(B. Fortsetzung.)

Münchener Roman von Emma Haushofer-Merk.

(Nachdruck verboten.)

„Verzeihen Sie mir!“ sagte er bittend. „Mir, dem Fremden, den Sie so freundlich aufgenommen haben, steht es ja gar nicht zu, über Ihr Leben zu urteilen. Ich wäre auch gewiß nicht so unbescheiden gewesen, wenn Sie mir nicht einen so ungewöhnlichen Eindruck gemacht hätten, wenn ich nicht fühlte: es ist in Ihnen eine Kraft, die sich verspricht, ein Schaffensdrang, der noch nicht den rechten Weg gefunden, eine Begabung, die Sie nicht verflümmern lassen sollten!“

Sie sah ihn mit einem dankbaren Blick an.

„Ich werde diese Stunde nicht vergessen!“ sagte sie mit großem Ernst. „Er ist der erste Mensch, der wirkliches Interesse an mir hat!“ dachte sie freudig erregt.

Ihn aber machte es stolz, daß er Einfluß auf sie gewinnen durfte, daß sie wohl noch eine Weile an ihn denken würde.

So fühlten sie sich einander nahestehend, verbunden durch eine beglückende Sympathie, und es waren schöne bewegte Augenblicke, als sie nun wieder Hand in Hand in dem herrlichen Mittagssonnenschein, in lauter Licht, in Weiß und Blau, dahinslogen. Die Musik spielte den Schlittschuhwalzer, und es war ein wonniges Wiegen, ein köstliches Gleiten, ein leichtes Dahintanzen nach der sie umfliegenden Melodie, nach dem jubelnden Takt.

Nur Augenblicke. Die übrige Gesellschaft kam ihnen entgegen. Wolf Lüders, der kleine verwachsene Maler, der, ohne Schlittschuhe, mit dem Stock in der Hand, vorsichtig auf dem Eis dahinschlürfte, warf einen eifersüchtigen Blick auf Max und behauptete grollend, man habe sich an der Restauration um elf Uhr verabredet, aber die Damen seien natürlich nicht zu finden gewesen. Das Ehepaar Haubenschmid, gestern bei Bolterer und die komische Alte, brummte auch: man könnte den jungen Mädchen doch nicht nachlaufen, und es wäre Zeit zu einem Gabelfrühstück. Endlich erschienen auch Trudel Falk und Kreuzer auf der Bildfläche. Diese drei waren in etwas gereizter Stimmung.

Willibald Kreuzer, der heute mit seiner Pelzjacke und der Pelzmütze auf dem faden Vubengesicht ganz erträglich aussah, wenn auch beim Eislauf seine krummen Beine bemerkbar wurden, hatte nämlich Trudel mit „Du“ angedreht. Falk fuhr gleich mit heißem Gesicht los:

„Seit wann haben Sie denn die Erlaubnis, den Maskenballon auf das Eis zu verpflanzen?“

„O, wir haben doch gestern ein Vielliebchen miteinander gegessen. Auf Du und Du. Wer zuerst Sie sagt, verliert“, erklärte Trudel, die ihren Spaß daran fand, Falks Eifersucht herauszufordern.

„Ich verlier' nicht!“ rief Kreuzer. „Ich finde das „Du-sagen“ sehr nett!“

„Er hat überhaupt eine Technik im Gewinnen von Vielliebchen“, meinte Trudel lachend. „Du mußt schon eine ganze Schublade voll Zigarrenetuis und Brief-taschen besitzen, die du uns abgewonnen hast!“

Baldemar Falk aber wollte die Sache nicht scherzhaft nehmen. Er raunte mit finsternem Blick auf Kreuzer Trudel ins Ohr:

„O, Goethe hat schon recht. Es ist so bei den Frauen: „Doch wer fest ist und verwegen, kommt viel-leicht noch leichter fort.““

Sie schaute ihn kokett an, tanzte leicht und gewandt auf dem Eis dahin, ihre schlanke hübsche Nase leuchtete weiß auf dem rosigen Gesicht.

Baldemar und Willibald Kreuzer umkreisten beide das schöne Mädchen, das übermütig den Verehrern entglitt und im Rückwärts- und Vorwärtsbogen vor ihnen herflog.

Als dann Haubenschmid und Lüders die jungen Leute heranwinkten, gelang es Baldemar doch, einen Augenblick an Trudels Seite zu kommen: „Ich bitte Sie, sagen Sie nicht mehr Du zu ihm!“ zischte er. „Ich kann es nicht hören. Ich tue irgend etwas Tolles in meinem Zorn! Ich schlage ihm in das Gassenjungen-gesicht.“

Sie fand seine Wildheit sehr hübsch. „Aber Herr Falk!“ sagte sie mit ihrem strahlenden Lächeln. „Das ist doch wirklich nicht der Mühe wert, daß Sie sich so ereifern. Wer nimmt denn den Willibald Kreuzer ernst? Der ist ja nur ein Hanswurst! Aber meinetwegen verlier ich halt das Vielliebchen! Dann ist's gleich gar mit dem Du-sagen.“

Baldemar schaute sie so flehend und dringlich an, daß sie sofort seinen Willen erfüllte. „Herr Kreuzer!“ rief sie, „bitte, holen Sie mir meine Jacke! Ich glaube, in dem Restaurant ist's wieder kalt.“

Kreuzer jubelte: „Verloren! Verloren! Du hast „Sie“ gesagt!“

„Nun bitte ich auch wieder um diese Anrede!“ bemerkte Trudel, Baldemar anlächelnd. „Die Wette ist zu Ende.“

„Schade!“ sagte Kreuzer gleichmütig. „Also geben Sie mir halt Ihren Garderobezettel. Aber essen Sie nicht alle Bratwürstel auf, bis ich nachkomm.“

Die ganze Gesellschaft trat nun in die Restauration, was für die Beschlittschuhten ja eine gewisse Schwierigkeit bot.

Steinach hatte man wohl in einiger Entfernung stehen sehen. Sein rotblonder Bart leuchtete verräterisch in der Sonne. Aber Gröbner, der Direktor von gestern, der sich zu ihnen gesellt hatte, meinte: „Lassen wir ihn! Mir scheint: Steinach ist in Gesellschaft von einem Fräulein, das er nicht vorstellen will. Ich fürchte, es macht wieder einmal ein Maler eine große Dummheit.“

Bei dem Frühstück, zu dem sich auch Mama Lierbach einfand, die ihre Töchter abholen wollte, herrschte noch ein Nachklang des Festübermuts; nur Grete war ernster als sonst. Paarweise zog man dann in der späten Mittagsstunde beim durch den Englischen Garten; auf einer einsamen Wiese begannen die Maler eine Schneeballenkacht, und es gab so lautes Schreien und Lachen, daß die vorübergehenden Eisekührer mis-

billigend auf die jungen Leute blickten, die sich wie die Kinder herumbalgten.

Lüders ließ Grete nun keinen Augenblick mehr allein mit dem neuen Bekannten, der schon gestern seine Eifersucht wachgerufen hatte. Unentwegt hinkte er neben den beiden her und warf gereizte Bemerkungen in die Unterhaltung. Er kannte Grete gut genug, um zu erraten, daß ein innerliches Erlebnis sie beschäftigte und die Qual, die er litt, gab seinen Worten einen scharfen Klang.

Dann aber kam ein seltsames Aufleuchten in die schönen traurigen Augen des Verwachsenen, als er hörte, daß Max sich verabschiedete:

„Leben Sie wohl, mein verehrtes Fräulein! Vielen Dank für den schönen Abend, für die liebe Erinnerung an München. Ich wollte, ich dürfte sagen: auf Wiedersehen!“

Es klang sehr bewegt und sie fühlten beide, als sie sich die Hand gaben, daß seit gestern ein leises Flüstern des Glücks um sie gewesen war und daß der holde Klang jählings entzweirte.

Waldemar Falk und Max Schmidt gingen noch eine Strecke weit zusammen; beide in recht nachdenklicher und bewegter Stimmung.

„Verstehest du nun, daß ich verliebt bin?“ fragte Waldemar dann, und sein hübsches, blondes Gesicht glühte von der Lust und der inneren Aufregung. „Mußt du nicht zugeben, daß Trudel das schönste Mädchen in München ist? Jetzt wirst du doch begreifen, daß alles Frühere, die paar kleinen Dummheiten, nicht zu vergleichen sind mit dem Gefühl für sie, daß ich ein Narr war, wenn —“

„Ja, ja! Dich hat's! Man sieht es, man merkt es nur ein bißchen allzu sehr, mein Lieber!“ unterbrach ihn Max. „Begreifen kann ich's wohl! Die beiden Schwestern sind famose Mädels! Aber unrecht find ich's doch, daß du ihr in dieser auffallenden Weise den Hof machst!“

„Warum unrecht?“ fuhr Waldemar zornig auf.

„Nun ja, schon. Gestern hast du doch nur davon geschwärmt, was geschehe, wenn dir hunderttausend Mark plötzlich in den Schoß fielen. Die hast du aber nicht. Wunder passieren nicht. Und ich meine, Menschen wie wir, die nichts sind und nichts haben, dürfen doch eigentlich nicht ans Verloben denken. Glaub mir, das täten andere auch gern. Aber man sagt sich eben —“

„Gar nichts sagt man sich, wenn man wirklich verliebt ist!“ warf Waldemar leidenschaftlich ein. „Nur ein eiskalter Frosch, der rechnet und überlegt und denkt an Geld. Solch ein Philister bin ich nicht. Ich hab sie wahnsinnig gern und das muß ich ihr auch zeigen und ich will, daß sie mich lieber hat als jeden anderen!“

„Ich kann mir nicht helfen: ich finde es gewissenlos von dir, daß du ihr den Kopf verdrehst. Du hast doch auch Rücksicht zu nehmen auf deinen Lehrer und Vierbachs haben dich so freundlich in die Familie aufgenommen; es sind so nette Leute, die beiden! Ein gewisses Dankgefühl müßte dir Zurückhaltung auferlegen.“

„Ich brauche deine weisen Ermahnungen nicht!“ stieß Waldemar nun heftig hervor, vielleicht gerade, weil er dem Freund nicht ganz unrecht geben konnte. „Ich weiß schon selbst, wie ich mich gegen meinen Lehrer zu verhalten habe.“

Max war auch zu nervös, zu ruhelos, um mit einem freundlichen Wort einzulenken, und so gingen sie in Groll auseinander. Am anderen Tage, als Max Schmidt im Eisenbahnzug saß, bereute er es sehr, daß er diese Szene mit Waldemar heraufbeschworen hatte. Er hätte sich doch sagen müssen, daß es nutzlos sei, einem Verliebten Vernunft zu predigen. Vielleicht war er nur so gereizt gewesen, weil es ihn selbst geschnitten hatte, stumm aus Gretes Nähe verschwinden zu müssen; weil er den Maler beneidete, der bleiben durfte. Nun hatte er sich selbst das einzige Band entzwei geschnitten, das ihn noch mit München verknüpfte, und jede Möglichkeit verloren, noch von dem Kreis zu hören, in den das

Mädchen gehörte, das ihm in wenigen Stunden so fern geworden war.

Jeden Dienstagabend pflegten die Schüler Vierbachs zu einer Regelpartie zusammenzukommen, an der auch die Damen teilnahmen. Grete versäumte nicht, ihre Freundin Anna Bolders abzuholen, denn sie war stets bestrebt, dem ersten jungen Mädchen ein wenig Berstreuung und Vergnügen zu verschaffen. Annas Vater war auch Maler, verdiente aber, da seine Bilder aus der Mode gekommen waren, in den letzten Jahren recht wenig, und so hatte sich die Tochter entschlossen, eine Stelle als Buchhalterin anzunehmen, um wenigstens für sich selbst in bescheidener Weise sorgen zu können. Grete schämte sich oft, daß das kleine schwächliche Wesen so tapfer arbeitete, während sie, die Kraftvolle, Blühende, Gesunde, nur ihre Zeit vertrödelte und seit der Ermahnung, die ihr nun immerfort im Ohr klang, war sie unzufriedener mit sich als je.

Auf der gemieteten Regelsbahn, einem recht schlichten kahlen Raum, die nur eine häufig qualmende Petroleumlampe erhellte, hatte man schon sehr lustige Stunden verlebt. Heute fehlte einer aus dem Kreis: Steinach ließ sich durch Kreuzer entschuldigen.

„Ich bin überzeugt“, berichtete dieser, „er will seinen kleinen Domino heiraten. Denkt mal an! Der seine Hamburger, und sie ist die Tochter einer Kleiderhändlerin, die im Winter eine Maskengarderobe hat. So was Verriätsel! Aber das Mädel ist hübsch und läßt nicht lud.“ Die Nachricht verstimmte Vierbach, der unwillig brummte: „Wieder mal einer, dem die Atelierfreiheit zu Kopf gestiegen ist. Ein so talentvoller Mensch! Ich hätte ihn für geheimer gehalten.“

Die Karten wurden gezogen, durch die man die zwei Parteien, die beim Regeln um den Preis rangen, ausloste. Es gab ein großes Gallo der „Roten“, weil Vierbach, der auch im Regeln der Meister war, zu ihnen gehörte und sie also hoffen durften, gegen die „Grünen“ zu obliegen. Während die rote Partei sich neugierig um Vierbach scharte, flüsterte in der Ecke neben dem kleinen, eisernen Ofen, das den Raum notdürftig wärmte, Waldemar Falk aufgeregt mit Trudel. Falk hatte am Samstag zwei Landschaften auf den Kunstverein geschickt und das Unverhoffte, das Beseligende war geschehen; schon hatte sich für das Bild vom Starnberger See ein Käufer gefunden, und noch mehr: Der Kritiker der „Neuesten Nachrichten“ brachte vier volle Zeilen über Falks Landschaften und sprach in anerkannter Weise von seinem Talent. Wie berauscht trug der Beglückte die Zeitung in der Hand und zeigte sie jedem der Kollegen, der anrührte; sechsmal hatte er die vier Zeilen schon vorgelesen.

In seiner Begeisterung über den ersten doppelten Erfolg war Waldemar überzeugt, daß er nun über den Berg sei und sich zu den „Arrivierten“ rechnen dürfe.

Vierbach, der versuchte, sich seinen Zorn über Steinachs dummen Streich fortzusetzen und die Kugel noch energischer als sonst hinauszuwerfen, ahnte nicht, was hinter seinem Rücken geschah, und seine Frau Amalie war abends immer ein bißchen müde und schläfriger und nicht, wenn sie ihr Glas Bier getrunken hatte, meist für ein Viertelstündchen ein. Nur Grete, die heute gar nicht so lebhaft und lustig war wie sonst, schaute ein paarmal erschrocken und ärgerlich auf Trudels erhitzte Wangen und glänzende Augen; sie bemerkte wohl, daß die Schwester für keinen anderen mehr einen Blick hatte als für den großen, blonden Maler, der immerfort leise mit ihr wisperte. Als sie sich dem Paar am Ofen näherte, hörte sie entsetzt ein Bruchstück des Gesprächs:

„Also, ich darf den Vater fragen, Schatz?“

Lüders, der jeden Augenblick erspähte, in dem er in Gretes Nähe gelangen konnte, kam eben auf sie zu, und er frag sofort:

„Warum sehen Sie so ernst und düster aus, Fräulein Grete?“

Sie schüttelte abwehrend den Kopf.

(Fortsetzung folgt.)

Wiener Kriegstagebuch.

Die Wiederkehr der Ferienreisenden nach Wien ging an Soldatenzügen vorüber. Fast schien der Lauf der Geschichte um zwei Jahre zurückgerückt und es war wie im August 1914. Nur die selbblauen Blusen der Soldaten waren nicht mehr so funkelnelnig, sie trugen erdbraune Spuren von den Feldern in Boschnien, Serbien, Italien und Albanien an sich. Die Gesichter waren anders geworden: rotbraun von Sonnen- und Winterfrosts, Regen und Dürre, härtere, herbere Gesichter mit kantigen Jügen und glühenden Augen, in denen das große Wissen brannte und eine unbezwingliche Entschlossenheit. Aber — wie vor zwei Jahren — blühten an den Mäusen der Soldaten, aus den Rängen der Gewehre, um die Leiber der Kanonen, Ästern, Rosen und Georginen. Niesenreifer rannten sich um die Proplasten, Feldkraftwagen und Trainsfuhrwerk wie an den Mauern der Häuschen daheim im Dorf, wenn „Kirchtag“ ist, der Festtag für den Schutzheiligen der Dorfkirche. . . . So zog Österreich ins dritte Kriegsjahr hinein. So marschierte es ostwärts gegen den neuen Feind, den es selbst groß gemacht zum Bewußtsein seiner selbst, seiner Nationalität und Kultur gebracht hatte, vor hundert und so und so viel Jahren, als Kaiser Leopold und Kaiserin Maria Theresia auf dem alten Habsburgerthron in Wien saßen: letzter Hort westlichen Aufstiehs gegen den Osten.

Wir in Wien kannten dieses Volk der Rumänen, auch so fern es zu Österreich gehört und gut österreichisch war, nicht viel mehr als vom Hörensagen. Ja, wenn man es recht bedenkt, war es die einzige Nation, die — anders als alle anderen Völker Österreichs — in seiner Hauptstadt, dem Bild seiner Straße, der sozialen Schichtung seines Gewerbs- und Berufslebens nicht in Erscheinung trat. Wir haben eine Kolonie von italienischen Bau- und Bahnarbeitern, von tschechischen Arbeitern, Hausmädchen, Dienstmädchen, von slowakischen Straßenverkäufern und slowenischen Händlern. Aber die Rumänen, von denen eine viertel Million im Buchenland Bukowina und drei Millionen, mit Magyaren und Deutschen vereint, in Siebenbürgen leben, die kannten wir kaum. Sie aber kannten uns: seit hundert und hundert Jahren, seit Siebenbürgen und später dann die Bukowina an Haus Habsburg kam, war für dieses bedrängte, geknechtete Volk, das heute noch in seinem eigenen Reich von den Grundherren, den Boyaren, versklavt ist, „der Kaiser in Wien“ eine Art allmächtiger Gott, eine Art Heiliger, der sie menschlichem Dasein zuführte; und heute noch wie vor hundert und hundert Jahren, spricht der rumänische Bauer andächtig und gleichsam mit gefalteten Händen von seinem „Imparatu di Viena“, dem mächtigen, guten „Kaiser in Wien“. . . . So ist es im Volk Legende und Mythos geworden, was einmal Tatsache und Geschichte war; daß der Kaiser in Wien ihnen Sprache, Kulturbewußtsein, nationales Leben nicht nur geschenkt, sondern geradezu erst geschenkt hat. Unter Kaiserin Maria Theresia kamen junge rumänische Intellektuelle an das eben begründete Gymnasium in Blasendorf, von da kamen sie nach Wien und Rom, und hier erst, in Wien, lernten sie ihre Geschichte, ihre besondere Nationalität, ihr Stammestum begreifen; von Samuel Klein, Georg Schinkai, Peter Major, den österreichischen Rumänen, wurde damals die Idee des Dacoromanismus, d. h. der Abstammung von Trojans Legionären in der ehemals römischen Provinz Dacien geschaffen, sub auspiciis di „Imparatu di Viena“, unter Schutz und Schirm der Kaiser in Wien. . . .

Es ist gut, sich jetzt ein wenig daran zu erinnern: denn es ist nicht nur gegenwärtiger Land-, es ist altösterreichischer Kulturbesitz, den wir jetzt gegen einen neuen Raubangriff verteidigen. Aus der Geschichte seiner Vergangenheit strömt dem Österreich die sittliche Kraft zum Kampf in der Gegenwart zu. Und die Soldatenzüge rollen und rollen ostwärts gegen den neuen Feind. Ästern, Döhlen und Georginen, letztes Blühen als „Schmuck, Herbstblumen“ es geht dem dritten Kriegswinter zu.

Aber auch das schreckt uns nicht. „General Winter“, den unsere Feinde einst, vor langen, langen zwei Jahren, für ihren machtvollsten Verbündeten hielten, hat längst schon ausgespielt. 1914 kam es noch vor, daß in den Wiener Spitälern Soldaten mit ganz verfrorenen Gliedmaßen anlangten. 1915 hat man von solchen Erkrankungen nichts mehr gehört. Hundert werktätige Hände sind im Hinterland an der Arbeit, um die Äbel zu verhindern, die der Kriege mit sich bringt. Die

Verworrenheiten zu lösen, die Schäden an Volks- und Erwerbskraft zu heilen. Aus kleinen schüchternen Versuchen sind Nieseninstitutionen entstanden, deren Wirksamkeit sich über das ganze Reich erstreckt: da ist das Kriegsfürsorgeamt, das durch Entwurf und Verkauf von allerlei Abzeichen, Plaketten, Erinnerungs- und Gebrauchsgegenständen Millionen für Hilfszwecke herbeigeschafft, das Millionen von Liebesgabenpaketen an die Front geschickt und der Kriegsindustrie selber Unmengen von Altmaterial, das sonst nutzlos auf Wäden und Kumpellammern geblieben wäre, zu neuer Verwendung bereit gestellt hat. Wir sahen im letzten Frühjahr und Winter zuweilen mit Reisig und Fächchen geschmückte Trainwagen durch die Straßen fahren. Pfadfinderjungen begleiteten sie, sie gingen — unter Hornsignalen — von Haus zu Haus, von Tür zu Tür und sammelten sich da einen zerklüfteten Schal, dort ein Endchen löcherigen Gummischlauches ein. Es war sehr hübsch, wenn die festlich geschmückten Wagen von Haus zu Haus fuhren. Aber, lieber Gott, dachten die Splettiker, was kommt dabei heraus? Nun, auf einem Bericht, der vor mir liegt, steht es Schwarz auf Weiß: 8 Millionen Kilogramm Kautschuk und Wolle.

Die Stadt selbst ist freilich in diesen Wochen noch um einiges stiller geworden, das Leben einfacher als es war. Abermals wurde den Kraftfahrzeugen eine Abgabe der Pneumatikreifen auferlegt, und die Versuche, die fehlenden Gummireifen durch Lederne mit allen möglichen Füllungen zu ersetzen, sind nicht sonderlich geglückt, so daß das Auto, das den modernen Großstadtstraßen mit dem Rhythmus seiner jagenden Geschwindigkeit den Charakter gab, fast zur Sehenswürdigkeit geworden ist. Aber so nach und nach hat man sich an die Entbehrlichkeit mancher früheren Unentbehrlichkeiten gewöhnt. Es geht auch so und es geht ganz gut mit beschränktem Kaffeegenuss, mit der Budeckarte, mit drei fleischlosen Tagen statt der bisherigen zwei, und jetzt am Ende ganz mit dem reduzierten Biergenuss, daß in Gastwirtschaften und Restaurants nur von sieben bis zehn Uhr abends geschenkt werden darf, und nicht mehr als ein Krug (ein halber Liter) für den einzelnen Gast. Ach, dieser höher gehängte Bierkrug fiel dem Wiener leichter als man denkt. Unsere Bundesbrüder im Norden sind Biertrinker, unsere ehemaligen Bundesbrüder im Süden sind Freunde des Weins und „birra“ war in allen Oserien von Triest bis Sizilien neben dem „Vino“ mehr der Vollständigkeit halber angefügt. Der Österreicher — in der Mitte zwischen Nord und Süd — hielt es mit beiden zwar, mit Wein und mit Bier, allein aus Leidenschaft, aus Passion, zum Vergnügen trinkt der Wiener nur Wein, der ihm an den Hängen des Raxenbergs als Grinzinger, Nußberger, Klosterneuburger süß duftend bis unter's Fenster wächst. Er trinkt ihn gewöhnlich sogar mit irgend einem Mineralwasser verseht, als „G'spriken“, wie er es nennt. Die Weinflasche steht auf dem Tisch in den reizenden, von Weinlaub umrandeten Federzeichnungen Moritz von Schwinds, die seine Freunde Rackner, Schubert und Bauernfeld „Abends beim Wein in Grinzling“ zeigt. Ja, der Norddeutsche Paul Schlenker konnte in Wien vielleicht auch darum nicht recht populär werden, weil er nach Theaterabschluß im alten Löwenbräu beim Burgtheater gern dem Gambrius huldigte. . . .

Eine Verbrauchsstatistik gibt den jährlichen Bierkonsum für Deutschland mit 101 Liter per Kopf der Bevölkerung, für Österreich-Ungarn nur mit 46 Litern an. Überhaupt: es ist gut, einmal diese Zahlen gegeneinander zu stellen, sie verweisen den Mythos vom Böhmenland ins Reich der Fabel und Legende. Die Friedensfleischquote — (für den Kopf der Bevölkerung) betrug in Deutschland 52,6, in Österreich nur 20,9 Kilogramm, die Friedensmehrqute 233 gegen 104 Kilogramm, die Friedensstaftequote 2,4 gegen 1,1 Kilogramm. Der Österreicher ist weniger als der Deutsche. Dennoch erzeugt das Agrarland Österreich-Ungarn, in dem 65,3 Prozent aller Berufstätigen in den Erwerbszweigen der Land- und Forstwirtschaft arbeiteten, mehr Nahrungsmittel als Deutschland, der Industriestaat, in dem nur 35,2 Prozent „nahrungshafte“ Berufe betreiben. Darum war das „Durchhalten“ für Österreich kein zu streng zugemessenes Problem. Jetzt freilich ist der Brot-, Kaffee- und Budeckarte auch die Feitkarte, den zwei fleischlosen Tagen ein dritter gefolgt. Wir wissen, daß wir in diesem dritten Jahre die Zähne fester werden zusammenbeißen müssen. Aber mit verbissenen Zähnen werden wir uns auch das Ende erkämpfen und den glorreichen Frieden

Dr. Hans Wanto

Aus der Kriegszeit.

Die von Linsingen. Uns wird geschrieben: Die Linse, jene winzig beschriebene Hülsenfrucht, gab dem Geschlecht derer von Linsingen den Namen, deren ruhmgekröntester Sproß heute die Eisenwacht im Südosten hält: General von Linsingen! Für den ersten Augenblick mag's scheinen, als liege eine willkürliche Ableitung vor, doch das Wappenschild der Linsingen beweist die Tatsache. Der stolze Schild zeigt auf rotem Grunde drei weiße Querbalken, deren obere zwei mit je drei Linfen, der untere mit einer blauen Linse belegt sind. Den gekrönten Helm aber zielt eine Linsenschaube inmitten eines offenen, wie der Schild gezeichneten und tingierten Flügelpaars. Die Linse war es demnach, die einem alten adelstolzen Geschlecht, das seit mehr als einem und einem halben Jahrhundert seine besten Mitglieder in den Dienst des Preußenkönigs gestellt hat, den zu allen Zeiten mit Ehren getragenen Namen verliehen hat. . . Das Eichsfeld darf stolz darauf sein, die Heimat derer von Linsingen genannt zu werden. Dort, in der ursprünglichen Heimat, waren sie ehemals stark verbreitet, und ihr Name wurde viel genannt. Doch auch im Hessenlande haben sie gegessen. Das beweist eine vergilbte Urkunde vom Jahre 1241, wonach zwei Brüder von Linsingen ihr „Castrum Jagsberg“ an den Mainzer Kirchenstaat verkauften. Es handelt sich um das heutige Jesberg an dem heftigen Klüfchen Gilsa und an der Treisbach, einem wunderschönen Stückchen Erde an der großen Straße, die von Kassel nach Marburg führt und in früheren Jahrhunderten von weittragender Verkehrsbedeutung war. Dort saßen die Linsingens gegenüber dem berühmten Schloß und Kloster Burghausen. Nach dem Grundriß zu urteilen, muß es eine mächtige Grundanlage gewesen sein. Heute freilich reden nur noch Trümmer eine große Sprache. Ein gewaltiger ediger Bergfried und ein ihn noch überragender runder fester Turm heben sich aus Mauerresten und üppigem Busch- und Baumwerk empor und ermahnen an vergangene Linsingensche Mitterherrlichkeit. Und wie die Namen wechselten, wie die Burg in Zukunft Gexburg, Jesberich, Joseburg oder Jexberg genannt wurde, so wechselten nach den Linsingen auch die Besitzer von Jesberg, dem Orte, mit dem zu drei Vierteln einst die Linsingens von Mainz belehnt worden waren. In späteren Zeiten finden sich dann die Linsingens in der Geschichte des Schwarzburgischen verzeichnet, auf Sittenborn bei Sangershausen waren sie begütert, und dann tauchten sie in Pommeren auf, wo General von Linsingen kommandierender General des 2. Armee-corps war, bis ihn der Krieg an hervorragender Stelle berief. Wenn sich heute in dem Wesen des Heerführers alle Pommerneigenschaften bewahren, so sehen wir doch, daß seine Ahnen auch die blinde Hesseentreue auf ihn vererbten. Sein Wappenschild aber kennzeichnet noch heute die bescheidenen blauen Linfen. Daran konnte eine im Laufe der Zeit mehrfach beobachtete Gepflogenheit (ältere Siegel beweisen es), die Linfen als Ringe darzustellen, nichts ändern: Nach wie vor ist die Linse das Wahrzeichen derer von Linsingen! (Zens. Wn.)

Das erste Dampfboot zwischen Berlin und Potsdam. Der 14. September war als Gedenktag im Verkehrsleben Berlins von besonderer Bedeutung. An diesem Tage waren gerade hundert Jahre verflossen, seit das erste Dampfboot, die „Prinzess Charlotte“, vom Stapel lief, um wenige Tage später den Verkehr zwischen Berlin, Charlottenburg, Spandau und Potsdam aufzunehmen. Über den Stapellauf der „Prinzess Charlotte“ meldet ein Berliner Zeitungskorrespondent am 14. September 1816 folgendes: „Heute abend gegen 7 Uhr wurde von der jenseits Spandau dazu eingerichteten Schiffs- werft, dank der unermüdbaren Tätigkeit des Herrn Humphrey (Vater und Sohn) ein Dampfboot, nachdem erst vor zehn Wochen der Kiel dazu gelegt worden war und manche Schwierigkeit beseitigt werden mußte, zufolge der einfachen Vorrichtung ebenso schnell wie glücklich vom Stapel gelassen und erhielt den Namen „Prinzess Charlotte“. Bei dem großen Interesse, das der neuen technischen Errungenschaft des Dampfbootverkehrs überall entgegengebracht wurde, erfährt

natürlich auch die Bauart des Schiffes in den damaligen Zeitungsberichten eine eingehende Betrachtung. So heißt es da: „Es geht nur 11½ Zoll im Wasser, weil es flach, breit und statt eines mit zwei Kielen gebaut ist. Mit dem Trieb- rad, dem Dampfessel, kurz dem ganzen gegen 300 Zentner schweren Kunstwerk und der vollen, 300 Passagiere betragen- den Ladung, jeder Passagier zu 1½ Zentner gerechnet, geht es nur 2½ Fuß im Wasser, was bei dem vielfältigen niedrigen Stand unserer Gewässer dem Unternehmer einen überaus großen Vorteil dadurch gewährt, daß nun selbst ein bei dem niedrigsten Wasserstand gedachtes Dampfboot in seiner Fahrt nicht aufgehalten werden kann, während die ge- wöhnlichen Elblähne mit einer 1000 Zentner schweren Last gegen 4½ Fuß tief im Wasser gehen. Das Dampfboot kon- sumiert, wenn es mit voller Ladung in Tätigkeit gesetzt wird, in einer Stunde nicht mehr als einen Bergscheffel (170 bis 180 Pfund) Steinkohlen, der hier 18 Gr. kostet und legt gleich der Extrapost eine Meile in einer Stunde zurück. Es werden zur nötigen Aufsicht und Führung dieses Bootes vier, im Notfall aber auch nur zwei Menschen erfordert.“ Vierzehn Tage später wurde die erste Fahrt angesetzt, die sich also dem Stapellauf nicht gleich anschloß. „In spätestens 14 Tagen, also so viel Zeit der Schlosser, Tischler, Tapezier usw. zum inneren Bau noch nötig haben (daher auch auf so lange die Dampfboot-Bausstelle noch geschlossen bleibt), wird das Dampf- boot zwischen Berlin, Charlottenburg, Spandau und Potsdam in Tätigkeit gesetzt werden“, so lautete die Ankündigung der Humphreys für die bevorstehenden Fahrten, und dem Unter- nehmen ward auch die Gunst der Behörden in besonderem Maße zuteil, die bei der Patentverlängerung an die Humphreys in liberalster Weise verfuhr. Am 17. Sept. erschien denn auch bereits die folgende Bekanntgabe der Firma Humphrey: „Das Patent für die uns eigentümlichen Methoden: Schiffsgefäße durch Dampfmaschinen fortzu- treiben, ist auf unser Ansuchen dahin verlängert und exten- diert worden, daß das Patent auf 15 Jahre, vom 1. Januar 1817 an gerechnet, erteilt worden ist, mithin die 1½ Jahr, welche ursprünglich bis zur Ausübung des patentierten Gegenstandes bewilligt waren, nicht in Anrechnung kommen sollen.“ So trat die „Prinzess Charlotte“, die erfolgreiche Konkurrentin der damaligen Extrapost, unter den günstigsten Auspizien in das Berliner Verkehrsleben ein.

Eine neue Grabenschnidemaschine. Bisher wurden die gebräuchlichen Baggermaschinen bekanntlich zum Ausbuddeln bereits vorhandener Gräben, zur Vertiefung von Wasser- läufen usw. verwendet. Eine neue Baggermaschine, der sog. Taakische Kanal- und Grabenbagger, dient jedoch zur Her- stellung offener Gräben, weshalb sie direkt als eine Graben- schnidemaschine betrachtet werden kann. Nach einer Schilder- ung in der „Umschau“ besteht die Maschine aus einem auf zwei kleineren Vorder- und zwei großen, sehr starken und breiten Hinterrädern laufenden Wagen, der die Kraft spen- dende Maschine zum Antrieb trägt. Auch der Bewegungs- mechanismus für den Bagger ruht auf diesem Wagen. Der Baggermechanismus selbst bildet einen vom Kopf des Wagens ausgehenden, beliebig schräg zu stellenden Hebel, um welchen der Länge nach die Schneidemeßer und Schaufeln laufen. Die Maschine fährt durch eigene Kraft vorwärts und rückwärts. Die Fimerleiter wird, um ein zu schnelles Einsinken zu ver- meiden, mit der Hand niedergelassen und dann auf maschi- nellem Wege gehoben. Ein eiserner „Plattentransporteur“ dient dazu, das ausgebagerte Material seitwärts von der Auskachtung abzuladen. Die Becher des Baggers haben eine zum Schneiden vorzüglich geeignete eckige Form und sind mit starken Stahlbändern bewehrt. Die durch diesen Bagger zu erzielende Grabenbreite beträgt im Durchschnitt 60 bis 90 Zentimeter, kann aber durch Einschub besonderer Schneide- meßer geändert werden. Da es sich diesmal um eine Ma- schine handelt, die bei der Grabenherstellung von allem An- fang an die Tätigkeit gewöhnlicher Schaufelarbeiter über- flüssig macht, hat sie für das Tiefbauwesen eine große Bedeu- tung. Bei lebhaftem Regen und unter schlechtesten Boden- bedingungen vermag der Bagger einen Kanal von 2 Meter Tiefe und 72 Zentimeter Breite im Stundentempo von 14 Meter herzustellen. Auch die Verbilligung der Arbeits- leistung ist beachtenswert, da die Kosten einschließlich Lohn, Brennmaterial usw. sich auf etwa 30 Pfennig pro Kubikmeter stellen, während ein gewöhnlicher Arbeiter den gleichen Boden nicht unter 90 Pf. pro Kubikmeter auszukachten vermag.